

Wo warst *du*, als Elvis starb?

Wo warst *du*, als Elvis starb? Was hast du da gerade gemacht, und für welchen Zeitvertreib hast du seinen Tod als Ausrede benutzt? Darüber werden wir uns künftig unterhalten, wenn wir uns an dieses bedeutsame Ereignis erinnern. Wie bei Pearl Harbor oder dem Kennedy-Mord bleiben letztlich nur individuelle Erinnerungen daran zurück, und vielleicht muss das auch so sein, denn trotz seiner großen Bedeutung etc. pp. hat Elvis uns allesamt stets genauso allein gelassen, wie er selbst es war; also er war wahrhaftig kein Mann des Volkes mehr, wenn du verstehst, auf was ich hinaus will. Wenn nicht, dann werde ich noch ein bisschen weiter ausholen, mich von Elvis ab- und der Frage zuwenden, warum unsere Idole eigentlich immer nur unsere Einsamkeit zu zementieren scheinen.

Das Publikum zu verachten ist die Todsünde eines jeden Künstlers. Wer sie begeht, wird irgendwann zum Gespött derer werden, die er mit Füßen getreten hat, ob er nun ewig lebt wie Andy Bleichgesicht Warhol oder modisch früh stirbt wie Lenny Bruce, Jimi Hendrix, Janis Joplin, Charlie Parker oder Billie Holiday. Deren Ende unterschied sich von Elvis' Tod in zweierlei (während ihre Drogenkarrieren einigermaßen ähnlich verliefen): sie alle starben als gesellschaftliche Außenseiter, und keiner von ihnen hatte sein Publikum als gottgegeben betrachtet. Das macht es mir noch ein bisschen schwerer, in Elvis eine tragische Gestalt zu sehen; für mich gleicht er eher

dem Pentagon, einer gigantischen abgeschirmten Institution, von der keiner etwas weiß, außer, dass ihre Macht legendär ist. Klar, dass wir Elvis alle lieber mochten als das Pentagon, aber du merkst sicher schon, was für eine platte Ausflucht das ist. Am Ende spiegelte sich Elvis' Verachtung für seine Fans – bekundet in Gestalt »neuer« Alben mit lauter bereits veröffentlichten Stücken plus einem neuen Song darauf, damit wir Trottel sie auch ja alle kauften – in jener Verachtung wider, die wir mehr oder weniger insgeheim für diesen Mann empfanden, der gottgleicher gewesen war als Carlos Castaneda, bis der Wehrdienst ihn gebändigt und als den dummen Schnösel entlarvt hatte, der er von Anfang an gewesen war. Und blöde, wie wir sind, haben wir seitdem, fast zwei Jahrzehnte lang, darauf gewartet, dass er wieder den Wilden herauskehren würde, und wahrscheinlich wusste er im tiefsten Grunde seines Herzens besser als irgendeiner von uns, dass das nie geschehen würde, weil sein Herzensgrund ganz offenkundig nicht unser kollektiver Herzensgrund war und er selbst ebenso offenkundig bloß ein armer, dummer Südstaatenjunge mit einem Übervater von Manager, der ihn vor der Welt abschirmte und alles von ihm fernhielt, was an seinem Status des großen Wickelkindes, das die Familie ernährt, hätte rütteln können, und schlussendlich, weil zumindest Rockkritiker ihn perverserweise noch für seine abgrundtiefe Verachtung gegenüber allen feierten, denen etwas an ihm lag.

Und Elvis *war* pervers; nur ein echter Perversling konnte so etwas herausbringen wie *Having Fun With Elvis On Stage*, dieses 1974 oder so erschienene Album, auf dem sich *ausschließlich* pausenfüllendes Bühnengeplapper von einer derartigen Redundanz befand, dass es selbst Willi Burroughs und Gert Stein die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte. Elvis hat schon die Langeweile vermarktet, als Andy Warhol noch Schuhreklame machte, doch er beging die Sünde, nicht zu merken, dass seine Fans mitnichten pervers waren – sie liebten ihn vorbe-

haltlos; ganz gleich, mit welchem Seim er sie berieselte, sie schleckten ihn pflichtschuldigst auf, und deshalb tun mir all diese armen Idioten viel mehr leid als Elvis. Also für wen können sie denn heutzutage noch den ganzen Abend im Regen stehen? Es ist keiner mehr da, und die eigentliche Tragödie ist die, dass eine ganze Generation sich weigert, von ihrer Jugend Abschied zu nehmen, obwohl sie längst spürt, wie ihr menopausales Bäuchlein zu sprießen beginnt und ihr Haar über den Horizont entschwindet – samt Elvis und allem anderen, an das sie einst zu glauben meinte. Wird ihr in fünf Jahren noch etwas an dem liegen, was er in den letzten zwanzig getrieben hat?

Gewiss ist Elvis' Tod ein eher beiläufiger, ironischer Mollakkord in der allgemeinen Zukunftsangstleier, und vielleicht ist sein Abgang insofern ganz bezeichnend, als die siebziger Jahre durchweg nichts als Wiederaufgewärmtes und brutale Entzauberung zu bieten hatten; dieser Tage taten sich drei von Elvis' ehemaligen Leibwächtern mit so einem Schmierfink von der *New Yorker Post* zusammen und verbrachen ein Buch, aus dem uns der ganze Unflat entgegenspritzte, nach dem wir uns so lange gesehnt hatten. Elvis war unsere letzte heilige Kuh, die öffentlich geschlachtet wurde; jeder weiß doch, dass Keith Richard auf Heroin steht, aber wenn Elvis vollgedröhnt die Bühne betrat, munkelte keiner etwas wie »Amphetamine...« In gewisser Hinsicht war das gut und schlecht zugleich, gut, weil Elvis seine Mitmenschen nicht zu der Annahme verleitete, es sei cool, wie ein wandelndes Arzneimittelhandbuch herumzulaufen, und schlecht, weil er jene Nixonsche »Tugend« der Verschwiegenheit repräsentierte, die in den USA einige Jahre lang als Kern des amerikanischen Wesens verkauft wurde. Man könnte in Elvis mit gewissem Recht nicht nur ein Phänomen sehen, das in den fünfziger Jahren jäh in Erscheinung trat und den Ausbruch aus dem seelischen Käfig in den Sechzigern vorbereiten half, sondern primär

eine genaue kulturelle Entsprechung dessen, was die Nixon-Ära kennzeichnete. Nicht, dass sein Stern zu der Zeit höher gestanden hätte, aber seine Vorliebe für das zurückgezogene Leben eines Potentaten erlaubte es ihm, seinen Fans ungestraft wenn schon nicht den Garaus zu machen, so doch immerhin, sie symbolisch zu vergewaltigen, im Klartext: es stünde uns allen gut an, einmal darüber nachzudenken, ob wir ihm zum Abschied nicht mit ausgestrecktem Mittelfinger winken sollten.

Ich erfuhr von Elvis' Tod, während ich mit einem befreundeten Musikjournalisten auf dessen Feuerleiter über der 21. Straße in Chelsea saß und Bier trank. Chelsea ist ein angenehmes Viertel; ungeachtet der Tatsache, dass die Verrückte, die über meinem Freund wohnt, ihn Tag und Nacht mit ihren an niemand Bestimmten gerichteten Schimpftiraden wachhält, bleibt er dort wohnen, weil er die Atmosphäre gemeinschaftlicher Vielfalt in dieser Nachbarschaft schätzt: In seinem Haus wohnen in der Wolle gefärbte Altkommunisten neben Menschen jeglicher Rasse und Couleur, eben solchen, die gern in den großen Topf der »ethnischen Gruppen« geworfen werden. Als wir das mit Elvis hörten, wussten wir, dass eine Totenfeier angebracht war, also ging ich los, um im nächsten Laden noch einen Karton Bier zu besorgen. Als ich aus dem Haus trat, kam ich an ein paar Latinos vorbei, die vor der Tür herumhingen. »Schon gehört? Elvis ist tot!« sagte ich zu ihnen. Sie musterten mich mit verächtlichem Desinteresse. Na *und*? Vielleicht hätte ich ihnen eine Reaktion entlockt, wenn ich ihnen erzählt hätte, Donna Summer sei tot; ich erinnere mich gut, dass ich einmal in einem T-Shirt mit dem Aufdruck »Disco ist doof« durch diese Nachbarschaft lief und dabei ein breites Kielwasser unwilligen Gemurres hinter mir her zog, was bloß beweist, dass Elvis nicht mehr für jedermann der derzeitige König des Rock'n'Roll ist, ja dass nicht einmal mehr der Rock'n'Roll für jedermann die derzeit angesagte Musik ist. Mittlerweile sucht sich eben jeder

anständige Bürger seinen eigenen versponnenen Winkel, in dem er ausflippen kann: Während die Sechziger äußerst narzisstisch waren, dominierte in den Siebzigern der Solipsismus, und das erweist sich nirgendwo deutlicher als in der Welt der sogenannten »populären« Popmusik. Und vielleicht war Elvis der größte Solipsist überhaupt.

In dem Laden verlangte ich zwei Sixpacks und tat dem Mann hinter der Theke die Neuigkeit kund. Er schien ungefähr fünfzig Jahre alt zu sein, wurde grau, hatte eine dicke Wampe, aber noch Leben im Blick, und er sagte: »Mist, so ein Jammer. Jetzt können wir wohl nur noch hoffen, dass die Beatles sich wieder zusammentun ...«

Fünfzig Jahre alt.

Ich meinte, damit wäre in meinen Augen der Tiefpunkt der Menschheitsgeschichte erreicht, und im übrigen sollten die Stones sich jetzt am besten auch gleich trennen und uns weitere Peinlichkeiten ersparen.

Er lachte und erklärte mir den Weg zu einem Fleischer ein Stück die Straße runter. Dort stellte ich dem Verkäufer die gleiche Frage wie den anderen zuvor. Er war ebenfalls um die Fünfzig, und er meinte: »Wissen Sie was? Mir doch egal, ob dieser Schweinehund tot ist. '73 in Vegas bin ich mal mit meiner Frau in ein Konzert von ihm gegangen, wir haben pro Nase vierzehn Dollar bezahlt, und er trat auf und sang zwanzig Minuten lang. Dann fiel er hin. Er stand wieder auf und sang noch ein paar Stücke, dann fiel er wieder hin. Schließlich sagte er: ›Ach, was soll's, ich kann genausogut im Sitzen singen.‹ Also hockte er sich auf die Bühne und erkundigte sich bei der Band, welchen Song sie als nächstes spielen wollten, aber noch bevor jemand antworten konnte, fing er an, sich über die Scheinwerfer zu beschweren. ›Die sind zu grell‹, sagt er. ›Sie blenden mich. Macht sie aus, oder ich singe keinen Ton mehr.‹ Und sie tun es. Also sitzen ich und meine Frau in völliger Dunkelheit und hören diesem Burschen zu, wie er Songs singt, die wir kennen und lieben, und wenn es nur seine gottverdammten alten

Songs gewesen wären, aber er hat sie auch noch komplett *verpfuscht*. Der Scheißkerl. Ich will ja nicht behaupten, dass ich mich über seinen Tod freue, aber eines weiß ich: Als ich mir damals Elvis Presley angesehen hab', hab' ich mich einseifen lassen.«

Das einzige Mal, als ich Elvis gesehen habe, habe ich mich auch einseifen lassen, aber auf ganz andere Art und Weise. Das war im Herbst 1971, und in der Redaktion der Zeitschrift *Creem*, für die ich damals arbeitete, tauchten zwei Eintrittskarten für eine Elvis-Show auf. Es wurde beschlossen, dass diejenigen Mitarbeiter, die noch nie das Privileg genossen hatten, Elvis live zu erleben, sie bekommen sollten, und so landeten schließlich Art Director Charlie Auringer und ich in einer der vordersten Sitzreihen der größten Halle von Detroit. Charlie hatte noch gesagt: »Weißt du eigentlich, wieviel wir kriegen könnten, wenn wir diese verdammten Dinger verkaufen würden?« Ich wusste es nicht, wurde mir aber ihres wahren Wertes in dem Augenblick bewusst, als Elvis auf die Bühne schlenderte. Außer ihm habe ich noch nie einen Sänger zu Gesicht bekommen, der mich sexuell stimulierte; es war keine richtige Erregung, eher eine Erektion des Herzens: wenn ich ihn ansah, trieben mich Sehnsucht und Neid, Ehrfurcht und Identifikationsdrang zur Raserei. Also selbst Mick Jagger, den ich schon 1964 und dann noch zweimal '65 gesehen hatte, kam da nicht entfernt mit.

Da stand Elvis, kostümiert mit diesem lächerlichen weißen Anzug, in dem er aussah wie eine Zwingburg aus König Arthurs Zeiten. Er war zu dick, und seine Gürtelschnalle war so groß wie dein Kopf, bloß dass dein Kopf nicht aus reinem Gold ist, und jeder Geringere hätte in diesem Aufzug wie die Karikatur eines Neil-Diamond-Verschnitts ausgesehen, doch Elvis stand er. Was stand ihm nicht? Egal, wie lausig seine Platten wurden, egal, wie sehr er sich der Mittelmäßigkeit verschrieb, stets deutete sich noch etwas an, blitzte noch etwas auf aus

jenen Tagen, als ... na, ich habe sie nicht erlebt, deshalb will ich mir keinen Kommentar dazu anmaßen. Nur soviel sei gesagt: Elvis Presley war der Mann, der die Unterhaltungskunst in Amerika (mithin also das Land selbst, denn »Unterhaltungskunst« und »Amerika« in ein und demselben Satz zu erwähnen, ist schon beinahe eine Tautologie) um die nackte, krasse, vulgäre sexuelle Ekstase bereicherte. Es ist behauptet worden, er sei der erste Weiße gewesen, der wie ein Schwarzer gesungen habe, was rein faktisch nicht stimmt, hinsichtlich der kulturellen Auswirkungen jedoch ganz richtig ist. Entscheidender ist allerdings, dass in dem Augenblick, als Elvis begann, mit den Hüften zu wackeln, und Ed Sullivan sich weigerte, das im Fernsehen zu zeigen, die gesamte Nation einem heftigen Anfall sexueller Frustration erlag, gefolgt von nachhaltiger Unzufriedenheit, die ihren Gipfelpunkt mit dem jähen Entstehen einer psychedelisch-militanten folkloristischen Kultur erreichte: das waren die Sechziger.

Also, nun komm mir nicht mit Lenny Bruce, Mensch – Lenny Bruce gab in aller Öffentlichkeit Anstößiges von sich und machte sich gewissermaßen freiwillig zum Märtyrer. Außerdem war Lenny Bruce hip, zu gottverdammte hip, wenn du mich fragst, und das brach ihm das Genick, während Elvis mitnichten hip war. Elvis war ein gottverdammter Lastwagenfahrer, der seine Mutter anbetete und in ihrer Nähe niemals Scheiße oder Ficken gesagt hätte, und doch stieß Elvis Amerika mit der Nase auf die Tatsache, dass es einen Unterleib hatte, dessen kategorische Forderungen unerfüllt geblieben waren. Lenny Bruce zeigte, wie weit man es in einer so repressiven Gesellschaft wie der unsrigen treiben konnte und wieviel sie einem durchgehen ließ, wohingegen Elvis mit Schlagern wie »How Much Is That Doggie In The Window« aufräumte und sie durch »Let's fuck« ersetzte. Unter der Wucht dieses Schlages taumeln wir alle noch heute. Gegenwärtig herrscht sexuelles Chaos, aber aus

dessen Strom könnten dereinst echtes Verständnis und Harmonie entspringen; wie dem auch sei, Elvis hat fast im Alleingang die Schleusen geöffnet. An jenem Abend in Detroit, einem Abend, den ich nie vergessen werde, brauchte er nur ein bisschen mit einem Schultermuskel zu zucken, nicht einmal mit den Achseln, und schon schrien die von seinem Bannstrahl getroffenen Mädchen im Rang auf, fielen in Ohnmacht und heulten vor Erregung. Jedesmal, wenn dieser Mann irgendeinen Körperteil auch nur um den Bruchteil eines Zentimeters bewegte, gerieten zehn oder zehntausend Leute buchstäblich außer Rand und Band. Sinatra, Jagger, die Beatles – auch dir fällt bestimmt keiner ein, der jemals eine solche Massenhysterie ausgelöst hätte. Und das nach anderthalb Jahrzehnten beschissener Platten, Jahrzehnten, in denen Elvis es darauf anlegte, sich ja nicht zu überanstrengen.

Sollte die Liebe wirklich für immer aus der Mode kommen, was ich nicht glaube, dann wird sich zu unserem allseits gepflegten Desinteresse an unseren Mitmenschen ein noch verächtlicheres Desinteresse an unseren jeweiligen Objekten der Verehrung hinzugesellen. Ich fand, es war Iggy Stooze, du findest, es war Joni Mitchell oder wer auch immer deine persönlichen, oft schmerzlichen und selten ekstatischen Lebensumstände an einem genau definierten Punkt musikalisch am besten zu beschreiben schien. So werden wir uns weiter vereinzeln, weil im Augenblick alles für den Solipsismus spricht; er ist ein König, dessen Macht selbst die von Elvis übertrifft. Aber eines kann ich dir garantieren: Nie wieder werden wir uns über etwas so einig sein wie über Elvis. Deshalb mache ich mir jetzt gar nicht die Mühe, mich von seinem Leichnam zu verabschieden. Ich verabschiede mich lieber von dir.

Village Voice, 29. August 1977
Übersetzt von Thomas Knie